

Der Sohn der Hagar.

Roman von Paul Keller.

(22 Fortsetzung.)

Da gewinnt Fritz Scholz seine Fassung wieder.

„Das — das geht nicht, — das ist unmöglich, — den nimmt ja die Lore nicht, — und ich geb' sie ja auch nicht her, — ich geb' sie nicht her, — lieber wollte ich mit ihr hungern.“

„Neben Sie nicht so! Der Lore wird bei dem Verhöf noch weiter sein, als bei Ihnen!“

„Aber ich liebe sie doch, — ich lieb' sie ja so sehr.“

Robert lacht rauch.

„Das hat man gesehen!“

„Es war ja bloß augenblickliche Bewirrung — Ratlosigkeit, — ich geb' sie ja nicht auf, — ich geb' sie nicht auf.“

„Sie werden es müssen!“

„Nein! Nein! Tausendmal nein! Und das Kind! Mein Kind! Sie gehört doch zu mir!“

Da werden Robert Winters Jüge mit einem Male weicher.

„Ist es Ihnen um das Kind?“ fragte er leise.

„Ja!“

„Ist das wahr?“

„Ja!“

„Eine Minute lang steht Robert Winters regungslos, Er kämpft den letzten Kampf.“

„Wollen Sie — wollen Sie die Lore wirklich haben?“

„Ja!“

„Neben Sie gut mit ihr sein?“

„Ja!“

„Robert schmeigt noch eine kurze Weile. Dann sagt er tonlos:“

„Sie ist hier in der Stadt bei Bekannten: Gartenstraße 15, bei Süßner.“

Fritz Scholz springt auf.

„Ich werde hingehen — mit ihr reden.“

Robert winkt ihm ab.

„Morgen! — Morgen ist es — zeitig genug.“

Dann geht er wieder in Gedanken verfunken und fragt endlich: „Werdn Sie bald heiraten?“

„Ja. Wenn die Lore will — bald.“

„Es ist gut!“

Robert Winters greift in die Tasche und legt einen Revolver auf den Tisch.

„Was — was soll das?“

„Den schenkt ich Ihnen als Hochzeitsgeschenk.“

Die Blide heben sich ineinander. Mit Schaudern sieht Fritz Scholz den Gegner an, von dem er weiß, daß er wegen einer Gewalttat drei Jahre gefangen war.

„Den schenkt ich Ihnen,“ wiederholt Robert Winters. Dann wendet er sich zur Tür.

„Aber er dreht noch einmal um.“

„Ich habe etwas vergessen zu sagen: Die Lore bekommt zwölftausend Mark!“

Robert geht nach der Gartenstraße zurück. Er bittet die alten Leute, ihn mit Lore auf ein paar Minuten allein zu lassen.

„Sie nicht mehr traurig, Lore, er wird dich heiraten. Ich war bei ihm. Morgen kommt er her und er heiratet dich bald. Und er tut's — weil er dich liebt. — Ich hab's ausgeforscht. Von der Witz hat sich ihm erst zu allerletzt gelöst. Er heiratet dich bald.“

„Sie harrt ihn an. Sein sonniges Lächeln geht über ihre Züge, seine Freude blüht auf in ihren Augen.“

„Lore, wiehst du nun ruhig und zufrieden sein?“

„Sie sieht ihn mit brennenden Augen an und schluckt und findet kein Wort.“

„Sie sieht ihn noch einmal an, und dann sinkt sie mit dem Kopf auf die Tischplatte und weint bitterlich.“

„Junges Kind, kam dir eine Erkenntnis?“

Robert steht erschüttert vor ihr. Dann löst er sie leise auf den blonden Scheitel und geht schnell davon.

Achtzehntes Kapitel.

Von tausend Zweigen sang der Frühling junge Lieder.

Wandernde Vögel, wandernde Wolken, wandernder Wind.

In diesen Tagen wird dem Menschen sein Heim unlieb.

Er trennt sich gern von ihm wie von einem Bekannten, bei dem er zu lang geblieben war und dessen er überdrüssig geworden ist.

Der Wächter auf der Höhe stand noch früh, aber an seinen Bühen blühten zwei Mädchen, auf die bunte der Wächter den ganzen Tag wie ein raucher Kriegsmann, der in zwei Kinderbräuten steht.

Er durfte ruhig träumen auf seinem Porphyren. Dem Wald, der hinter ihm sich dehnte, drohte jetzt kein Unheil. Da lagen brüllende

Wogelmütter auf bunten Eiern, und der Herzschlag alten Lebens einte sich mit dem Herzschlag werdender Wesen. Da gab es alle Tage neues Leben, neue Heimkehr, neues Wiederfinden.

Am Fuße des Wächters sah Robert Winters. Er hatte heute nichts zu tun. Hartmann hatte Freitag angefangen für sein ganzes Haus.

Die Lore hatte Hochzeit.

Gottlieb und die Christel waren hinein nach der Stadt. Außer den beiden würden bloß die Verwandten des Bräutigams, die sich in Anbetracht der Mittagszeit beruhigt hatten, an der Hochzeit teilnehmen.

Somit niemand. Vor allen Dingen er nicht, obwohl ihm die Lore einmal und der Bräutigam dreimal darum geschrieben hatte. Lore's Brief hat er aufgehoben.

Am frühen Morgen hat es einen höchstigen Aufritt gegeben. Vertheil hat seine Mutter schlagen wollen. Seit die Lore fort ist, ist der Bierke heimlich, trotzig, oft halb tollwütig.

Wandernde Vögel, wandernde Wolken, wandernder Wind.

Der Reich schimmert. Die Weiden tragen silberfarbene Kränze. Der blaue Himmel spiegelt sich in der Blut.

Und die Lore ist drüben in der Stadt und hält Hochzeit.

Robert Winters lehnt sich jetzt gegen den Stamm des Baumes.

Er sieht von fern den Gottlieb und die Christel kommen.

Es ist jetzt vier Uhr nachmittags. Die Trauung ist am frühen Morgen gewesen. Und heute noch reist das junge Paar weit fort, denn Scholz hat sich verlobt lassen.

Robert Winters erhebt sich und steigt den Hügel hinauf.

Er geht den beiden ruhig entgegen.

„Ist sie verheiratet?“

„Ja.“

„Und sie reisen noch heute fort?“

„Ja, Robert.“

„So ist es gut — gut, weil es aus ist.“

Sie gehen ein paar Schritte die Straße entlang, da sagt Gottlieb Wenter:

„Robert, viel können wir dir ja nicht sein, aber ganz wirst du uns're Freundschaft nicht verachten.“

„Wein, und deshalb bleib' ich hier. Wegen dir, Gottlieb, wegen Ihnen, Christel, und auch wegen Herrn Hartmann.“

Er reicht beiden die Hände, und sie gehen heim miteinander.

Zur selben Stunde fährt ein Eisenbahnzug hinaus in die Welt. Eine junge Frau sitzt am Fenster, und als sie in der Ferne den Kirchturm von Reichau aufstehen und verschwinden sieht, denkt sie in schwerem Herzeleid an den einen.

Wandernde Vögel, wandernde Wolken, wandernder Wind.

Den ganzen Tag fliegen schnee Weiße durch die Luft, den ganzen Tag wiegen sich die Bäume im lauen Wind.

Nichts wollte kosten.

Die beiden Knechtchen machten unbeschwerde Verusche, durchzugehen, die Knie zerkten an ihren Ketten.

Dr. Frieblieb ging am Tage jmanigmal zwecklos durch Dorf.

Betere Süßner sprach am Tage fünfmal zwecklos über einen Graben und verlaute sich beim einundfünfzigsten Male den Fuß.

Die Scherwenken machte freimütig das Fenster auf.

Der trankfichtige Winters-Maurer schlief seit regelmäßig im Freien.

Fräulein Jettel war einmal ohne Gunde vor die Tür getreten.

Und die dicke Witwe schrieb an Steiner Liebesbriefe.

Steiner aber antwortete nicht, denn er allein war in Krüßinn gefallen.

Und einmal als bei Einbruch der Nacht der Frühlingswind frisch vor dem kleinen Wäckerhaufe sang und necklich in den Schornstein fuhr bis in den Ofen, wo er mit einem Häuflein kalter Asche spielte, schritt Steiner durch die blühende Frühlingspracht, öffnete die Pforte des Wäckerhauses und rief in die Finsternis hinein:

„Schulze, mach Licht!“

„Lamico — der Steiner! 's is herrlich! Ich bin doch schon da!“

Drei Männer sahen am erloscheneck Nachfeuer um den Schein ihrer Laternen und berieten über ihr Leben.

Der Italiener begann:

„Gurz und fut, ich guick aus! Lo-fo schener 's Webber wird, teito weniger daßt mir mei Rabrone. Er ist ein krosser ofino und ich mag bei ihm 'n verrückten Gerl nicht bleiben. Die Leute in der Stadt gomar' war in unter Beschäft, aber sie nahm' uns nicht ernst. Heite hab ich gegündigt, morgen guick ich aus.“

„Schulze richtete seine lange dü-

ne Gestalt empor und sagte: „Mit der Post ist nicht los! Damals im Herbst hab' ich der Post den Gefallen getan und mich unwillen lassen. Mei nahrhaftes Gewerbe hab' ich aufgegeben, meine Knudschaft verloren, a ganzen Winter in dem Saumwetter Briefe und Pakete verschleibt, und nu, wo's Frühjahr kommt, wird der alte Briefträger wieder gesund, und mich sigen se einfach ab. Mir nicht, dir nicht, als wenn nicht gewesen wär', als wenn man nicht aufgeben hätte! Aber so verfahren se mit a armen Leuten. Von heute ab bin ich Sozialdemokrat!“

„Schäm dich,“ sagte Steiner, der als früherer Unteroffizier solche Reden nicht liebte, aber recht hotel ist die 's Glücklos, und die 's noch viel schlechter als auch. Grauen wird auch, wenn ich's euch sage. — Grauen! Die Jettel hat Salatpflanzen geledet.“

Er machte eine Pause und sah die Kornerden erwartungsvoll an. Die waren in Verlegenheit, denn es graue ihnen nicht.

„Grauen muß auch,“ begann Steiner wieder. „Sie hat Salatpflanzen geledet, und weil die Spatzvögel kommen und die Salatpflanzen ausreißn, verlangt sie, ich soll mich mit meiner Tuba in den Garten stellen und die Spaten fortbrälen.“

„Buh! Cattivo! Als sparrachio! Als Vogelgeschweide.“

„Ja, als Vogelgeschweide,“ wiederholte Schulze entsetzt, „unser Ober!“

„Als Vogelgeschweide, meine Herren,“ sagte Steiner mit Naadrd und erhob sich zu königlicher Haltung. „Ich, ich hab' sie angegriffen. Gnädiges Fräulein, hab' ich gesagt, ich bin keine Vogelgeschweide und ich möchte Ihnen nicht ins Handwerk pfeuschen!“

„Ragnico! Splendido! Das ha-se sein 's g'agt!“

„Gnädiges Fräulein, hab' ich gesagt, eine Vogelgeschweide ist kein Mann, ist niemals ein Künstler, eine Vogelgeschweide ist immer ein gnädiges Fräulein. Darauf hat sie mir gefündigt.“

„Terribile! Erfat beleidigen und dann noch mich gründen.“

Sie sahen am erloschenden Nachfeuer und berieten über ihr Leben. Und da sie fanden, daß sie alle stellunglos seien, das Wetter schön, der Weg trocken sei, beschloffen sie, ihr altes Leben wieder aufzunehmen, als Bettelmusikanten zu reisen, wie früher.

Da wurden sie rot im Gesicht vor Freude. Da sprachen sie von früherer Wanderung, von glücklicher Nacht am blühenden Feldrain oder im schummerigen Walde, von ein-samen Scherzen und freundschaftlichen Herbergen, von jungen, tanzlustigen Hoff und Lingsenden Lehn.

Dann redeten sie von Robert Winters.

„Er geht nicht mit uns,“ sagte Steiner betrübt.

Die anderen schwiegen, auch sie wußten bereits, daß sich ihnen Robert Winters nicht anschließen wollte.

„Wenn ich nur wüßte, warum,“ sagte Steiner. „Er meint, er will nicht unbankbar sein. Unbankbar sind wir auch nicht. Wir haben einen Winters hier gelebt und unter Brot selbst verdient. Nun können wir ruhig weiterziehen. Anfangs dachte ich, es sei wegen des Mädchens — wegen der Lore — aber die Lore ist fort. Sie hält ihn nicht mehr hier.“

„'s is noch eine andere ragazza da — die Christel,“ meinte der Italiener.

Steiner schüttelte den Kopf.

„In punto Christel habe ich mich gelauscht. Er liebt sie nicht — trotz der mollenen Witwe. Er wurde ganz fudrig, als ich auf die Christel anspielte.“

„Wenn er fudrig wird, dann liebt er sie,“ sagte der Böder mit philosophischem Stürmchen. Denn Frandigkeit und Liebe sind immer beifammen. Aber ich glaube, es is mit ihm nicht zu machen. Schade! Er blies 'n schöne Nummer.“

„Ja,“ sagte Steiner, „er pafste zu uns. Und nu sieht uns die Melodie, und Melodie müssen wir haben.“

„Da gann der Böder die Melodie die oft der Drombede plafen.“

„Eine Melodie auf der Trompete is hart,“ sagte der Kapellmeister. „Bei schmetzenden Stücken is sie gut, aber bei den Liebesliedern täufert sie zu sehr. Da is Waldhorn besser. Vieldleicht finden wir in einer Stadthörberge 'n Waldhornbläser. Unterdes behelfen wir uns mit der Trompete.“

Sie beschloffen, eine Probe zu machen, denn ihre Instrumente waren im Wäckerhaufe untergebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis.

„Was Sie nicht sagen! Die alte Müllerin ist's gemein? Darf ich davon Gebrauch machen, Frau Doktor? Keine Schweigmutter wird sich ganz anders dafür interessieren. Darf ich es ihr mitteilen?“

„Ja, aber unter strengster Discretion; denn wir hat's die Frau Conjal auch als Geheimnis anvertraut.“

Der Idiot.

Novelle von Naon Auerheimer.

Auf einer Bank in der Gerichtszange saßen Franz Solubow, Vater und Sohn, und warteten auf das Erscheinen der Herren vom Gerichte. Franz Solubow der Ältere, seines Zeichens Strohschreier, war ein verbogener, kleiner, alter Mensch mit einem erundnen Schädel, einem bartlosen, verzerrten Gesicht, kleinen verrosteten, nassen Augenlein und einem breiten, dünnen Mund, der wie der Spalt einer Spardbüchse gähnte war und ununterbrochen in blöhmiger Behaglichkeit grinste.

Der Sohn, kräftiger und stattlicher als der Vater, seinem Beruf nach ein Seemann, der lange Jahre als Matrose auf einem Mordschiffe gedient und erst unlängst nach Hause zurückgekehrt war, ließ ein braunrotes, gleichfalls rariertes, vom Wind und Sonne gegebtes Gesicht, eines jener ledernen Gesichter, von denen man das Alter nicht ablesen kann, die ebenfugot einem Dreißigjährigen wie einem Fünfzigjährigen können.

Er trug eine runde gelbbraune Filz-mütze, die er in Händen hielt, und hohe Stiefelchen, die einen Salengeruch ausströmten. Ubrigens kam er nur als Begleiter seines Vaters, der eine Vorladung erhalten hatte, sich zum Zwecke der Erhebung seines Vermögenszustandes bei Gericht einzufinden. Diese Erhebung sollte heute vor sich gehen.

Wenn alten Solubow, der, wie alle Strohschreier, dem Genuß geistiger Getränke in überredendem Maße frönte, zeigten sich seit Jahren die Merkmale einer stetig wachsenden Verblödung. In jüngster Zeit litt er überdies unter der immer wiederkehrenden Zwangsverblödung, daß er bei Trübs ins Meer gefallen wäre und dort rettungslos ertrinken müßte. Ihren Grund hatte diese Vorstellung, die ihn furchtbar quälte, in einer Erzählung des jüngeren Solubow, der wirklich vor nicht allzu langer Zeit im Trübsen Oasen verunfallt war und infolge dessen auch seinen Beruf aufgegeben hatte.

Alein alle Wüßte, dem Allen dies beizubringen, war vergeblich. So wie er seinen Anfall bekam, schrie er und wand er sich unter dieser gräßlichen Vorstellung, daß er ertrinken müßte. Dabei trant er um so mehr, je mehr er sich fürchtete, zu ertrinken. Unlängst nun hatte er nachts ein großes Geschrei erhoben, indem er ununterbrochen angulw jammernd beteuerte, daß er in seinem Bett ertrinken müßte. Schließlich nahm er sein Bettzeug zusammen und trat es auf den Gang des Hauses, wo er den Rest der Nacht verbrachte. Am nächsten Morgen fanden ihn dortselbst die Hausbesitzer. Die Anzeige wurde erstattet, welche die heutige Vorladung zur Folge hatte.

Den alten Schädel vorgeneigt, der behändig leise wackelte, die zitternden kurzen Beine behaglich übereinandergelegt, sah der Alte in seiner Befandene und lachte behändig und gleichmütig vor sich hin, mit dem Ausdruck innigen Behagens, wie ihn ein Mensch hat, der eine große und ehrliche Freude empfindet. Der Sohn sah schweigend neben ihm, die Vorladung des Vaters in der Hand, und spie von Zeit zu Zeit mit einem eigentümlich zückenden Laut in den Kohlenkübel, der neben ihm stand.

Ab und zu, wenn der Knäpsch, der mit dem Idioten seinen Spatz trieb, einen Witz machte, lachte er breit und drohend, augenscheinlich hocherfreut über den Blödsinn des Vaters.

Dieser Knäpsch, der in seinem grauen Rod, mit grauem Haar, grauen Augen und einer grauen Gesichtsfarbe wie eine Maus zwischen seinen Büchern und Akten umherlief, war das, was man einen lustigen Bruder nennt. Ein Staatsdiener wider Willen festgehalten, suchte er sich die Zeit, so gut es ging, durch allerdand Aufbarkeiten und kleine Schwänke zu füllen. Besonders aus dem Verkehr mit Idioten schöpfte er viel Heiterkeit. Aber auch auf Kosten seiner Vorgesetzten erlaubte er sich gerne einen kleinen Spaß, wenn dies ohne Gefahr geschehen konnte. Und auch heute wieder schien er etwas Berrartiges im Schilde zu führen. Denn indem er seinen Schaberack mit dem Alten trieb, ihm mit einer zierlichen Bewegung das Antelnschloßchen zum Trunke fredbeste oder ihn aufmerksam fragte, ob er denn allen Rum aus Jamaita besetze und ob dieses bescheidene Inselchen für seine Bedürfnisse hinreichte, unterbrach er sich plötzlich und fragte mit strenger Amtsmiene zum dritten Male, seitdem die beiden hier waren: „Franz Solubow! Ihr heißt also alle beide Franz Solubow!“ Und als der Seemann diese Antwort bejahte, spitzte der Knäpsch das alte Maul und schien etwas Spahhaftes bemerken zu wollen. Aber in diesem Augenblicke betrat der Bezirksrichter die Kanzel, und drei Schritte hinter ihm erschien der Rechtspraktikant. Der Knäpsch rief die Tür ins Bureau des Bezirksrichters auf und begrüßte die Herren mit einer debotenen Verbeugung. Auch der Matrose war aufgefallen

und grüßte links. Nur der Idiot blieb sitzen und lächelte sein fantes-eniges Lächeln.

„Heute haben wir den Franz Solubow!“ sagte der Knäpsch eifrig, indem er die Akten auf den Tisch legte.

„So, so!“ sagte der Bezirksrichter, ein dicker, großer, roter Mensch mit einem feierten, schlaglichtigen Gesicht, indem er sich schaukelnd aus seiner Umhüllung schälte. Der Praktikant, ein blonder junger Mann, der, wenn er schwieg, ununterbrochen affektiert lächelte, legte rasch mit tabellofer Gewandtheit seinen Mfster ab, trat aus den Gummihschuhen und begab sich in Eile an seinen Schreibtisch. Er hatte erst im Herbst sein Freiwilligjahr beendet, bewegte sich militärisch kurz und edig, hielt sich sehr gerade, machte rasche Wendungen, schlug auch bei Gelegenheit die Akten zusammen und sah alles in allem aus, als wäre er aus Draht geflochten.

Da die Gerichtsärzte, die man erwartete, noch nicht zugegen waren, so begannen die beiden Herren inzu-begonnen zu arbeiten. Der Bezirksrichter rüllte, nachdem er mit einem gehässigen Blick den Einlauf überflogen hatte, eine Rolle Köchpapier auf, die er mitgetragener Schere schmale Streifen für seinen — Wüßer abzuschneiden. Der Praktikant nahm, nachdem er eine Heilung nachdenklich überlegt hatte, ein Federmeßer heraus, das er in einem Lederfaden bei sich trug, und begann langsam, beinahe feierlich, sich die Nägel zu yugen.

Um zehn Uhr entfiand eine Bewegung im Vorzimmer, die beiden Kerzte kamen. Der ältere war ein großer, blonder dreißigjähriger Mann, dem man den positionierten Jäger und Hochtouristen auf den ersten Blick anah, der jüngere sah bläßer und gelechter aus, trug einen Anker und wurde mit Herr Professor angeredet, während sein Kollege bloß Regierungsrat war.

Nachdem die Begrüßung vor sich gegangen war, begann der Regierungsrat sofort über die niedrigen Tazen zu stampfen und legte dem Bezirksrichter auseinander, daß er bei der heutigen Kommission so viel wie nichts verdiene. Der Professor schloß sich der Meinung und den Ausführungen des älteren Kollegen respektvoll an, indem er im allgemeinen darauf hinwies, wie schlecht der Staat die qualifizierten Beistungen seiner Beamten honorierte.

Der Bezirksrichter gab den beiden Herren vollkommen recht. Sie legten sich, und ein allgemeines Gespräch über Tazen, Gehälter und Entfernungsgehühren entstand. Die Abwesenheitsverhältnisse in den verschiednen Zweigen der Verwaltung, die Pensionsbezüge und die letzte Gehaltssteigerung blieben nicht unerörtert. Der Regierungsrat, eine im Grunde zur Heiterkeit neigende Natur, begann Anetboten zu erzählen. Der Rechtspraktikant lachte stoßweise und heftig. Gegen dreieiertel elf entfiand eine Pause. Und plötzlich erinnerte man sich, weshalb man gekommen war. „Also gehen wir's an!“ sagte der Regierungsrat und ließ sich die Akten geben, die er schuldig durchblättere. „O je!“ sagte er, „Strafschreier! Da weiß ich schon genug. Und interniert war er auch schon. Na, der wird uns nicht lange aufhalten!“

Man nahm rund um den mit spangrünem Tuch bespannten Tisch Platz. Der Rechtspraktikant trat langsam und gemessen zur Tür und rief mit honoror. Stimme hinaus: „Franz Solubow! Treten Sie ein!“

Der Seemann trat, vom Knäpschen gefolgt, zögernd ein, die Vorladung des Vaters in der Hand.

„Sie sind der Franz Solubow?“ fragte ihn der Bezirksrichter an, indem er ihm die Vorladung aus der Hand riß.

„Ja,“ sagte nach einer Weile der Regierungsrat, „das liegt ja auf der Hand. Der hat ja schon den Blick des Wüßers.“

Der Professor schloß sich mit einem geminderten Lächeln dem Urteil des älteren Kollegen an. Der Seemann, der augenscheinlich etwas bemerken wollte, öffnete den Mund, allein der Regierungsrat unterbrach ihn rauch: „Schweigen Sie jetzt,“ sagte er, „und gehen Sie einmal zum Fenster!“

Der Matrose schien sich zu ver wundern, allein an strenge Disziplin gewöhnt, dazu erzogen, sich einem Kommando blind zu unterwerfen, gehorchte er schweigend und legte sich langsam, mit dem beifpurigen, schwanfenden Gang des Matrosen, in der Richtung gegen das Fenster in Bewegung.

„Bemerten Sie,“ wandte sich der Regierungsrat an seinen Kollegen, „bemerten Sie den eigentümlich atastischen Gang?“ Der Professor nickte vernünftig und schrieb die Beobachtung nieder.

Der Knäpsch, der sich beim Fenster umgesehen hatte, schien wieder um etwas bemerken zu wollen, allein der Bezirksrichter, der eine ungeduldige Natur war, rief ihm zu: „Was wollen Sie denn immer? Es werden schon später reden!“ Gleichzeitig befahl der Regierungsrat: „Sehen Sie sich daher!“ und wies auf einen Sessel.

Franz Solubow setzte sich.

Der Regierungsrat stand auf, schloffen Sie die Thür übereinander!“ befahl er. Der Matrose gehorchte verunndert.

„So,“ sagte der Arzt, trat an ihn heran und verfezte ihm mit der Schneiden seiner roten mächtigen Hand in rascher Folge drei wundige Streiche in die Anlegegend. Das Bein des Matrosen brang mehrmals wie von einer Feder geschneit nach aufwärts.

„Bemerten Sie,“ wandte sich der Regierungsrat an den Professor, „die erhöhten Reflexbewegungen?“ Der Professor nickte und schloß sich an, der Rechtspraktikant sagte kindlich bewundernd: „Das ist aber interessant.“

Indessen Franz Solubow schien immer erloschter zu werden. Er bliäde ratlos um sich, endlich sagte er langsam, demütig: „Ich bitte, hohes Gericht.“

„Wie alt sind Sie?“ fragte der Regierungsrat, der zwischen dem Professor und dem Richter wieder Platz genommen hatte. Franz Solubow überlegte einen Augenblick, wie die meisten Menschen tun, wenn man sie unerwarteterweise nach ihrem Alter fragt. Dann sagte er: „Fünfunddreißig, meine Herren!“

Der Bezirksrichter konstatierte aus den Akten, daß der Knäpsch sechsundfünfzig sei. Franz Solubow beharrte bei seiner Behauptung.

„Na ja,“ sagte der Regierungsrat jocular, „Sie haben ja ganz recht, daß Sie sich jünger machen — sehen ja auch noch recht jung aus,“ und indem er sich an den Professor wandte, „was kommt vor, daß diese Leute nicht mehr wissen, wie alt sie sind!“

„Natürlich kommt das vor,“ sagte der Professor, „es ist sogar recht bezeichnend für das Anfangsstadium der Paralyse.“ Er machte eine Notiz, dann, um auch seinerseits etwas zur Erhebung des Vermögenszustandes des Knäpschen beizutragen, legte er langsam die Hände übereinander und fragte wohlwollend: „Lieber Freund, sagen Sie mir einmal geschwind, wieviel ist neumal hiesigen?“ Dabei schaute er den Matrosen über seine spiegelnden Augenlächer hinweg schärf und prüfend an.

Der Seemann schien äußerst erschädert über diese Frage. „Neumal hiesigen?“ stotterte er. „Neumal hiesigen...?“ Er schied nachzudenken, dann verwirrte er sich plötzlich und wurde rot.

„Aber Herr Kollega!“ sagte der Regierungsrat. „Was glauben Sie? Das bringt der nicht mehr zusammen! Ein Mensch, der nicht einmal mehr weiß, wie alt er ist! Und eben, als Solubow die Multiplikation nach angestremtem Nachdenken vollendet hatte und das Resultat verfinden wollte, verirrte ihn der Regierungsrat durch eine neue brüste Frage.“

„Sagen Sie einmal, sind Sie nicht bei Trübs ins Meer gefallen?“

Nun wurde der Matrose lebhaft. Er liebte es, seinen Unfall zu erzählen, sich damit zu brüsten. Zunächst berichtete er, die Nora sei schuld gewesen. Er habe vom Boot aus über die Stridreiter auf den „Aber“ hinaus wollen, dabei sei er ausgerollt und aus einer Höhe von vier Metern ins Meer gestürzt.

„Was's falt?“ fragte der Regierungsrat teilnehmend, indem er seiner Methode gemäß auf die Ideen des vermeintlichen Narren scheinbar einging.

„Das glaub' ich,“ sagte der Seemann, „im Dezember, ich bitte...“

„Gud, gud!“ machte der Arzt. „Es ist ein wahres Glück, daß Sie schwimmen können!“

„Ja,“ sagte der Matrose, „das ist ein Glück! Arbeit hab' ich genug 'habt, eh' ich wieder herausgenommen bin.“

„Na, ja, freilich,“ nickte der Regierungsrat, „aber jetzt,“ und dabei fixierte er sein Opfer hinterlistig, „jetzt sagen Sie mir ein: Wie kommen Sie denn überhaupt nach Trübs, wenn Sie Strahenschreier sind?“

„Ich bin ja gar nicht Strahenschreier,“ sagte Solubow, „ich war fünfzig Jahre beim Mord. Erst unlängst bin ich 's Haus kommen.“

„Gehn 's weiter,“ sagte der Arzt, „aber da im Akt steht, daß Sie Strahenschreier sind?“

„Das ist mein Vater,“ sagte Solubow.

„Ein interessanter Fall das!“ wandte sich der Regierungsrat an den Professor. „Ein Mensch, der sich einbildet, sein eigener Sohn zu sein!“

„Ja,“ sagte der Professor, „wahrscheinlich. Ich werde das in einer Mündlichen Bodenschicht besprechen, eine neue interessante Form des Wahnsinns.“

„Und er läßt es sich um keinen Preis ausreden!“ feste der Regierungsrat fort. „Er wandte sich an den Matrosen. „Glauben Sie nicht, daß Sie sich das nur einbilden, daß Sie ins Meer gefallen sind? Eben-so, wie daß Sie erst fünfundsreißig Jahre alt sind?“

„Aber nein!“ versicherte der Seemann nochmals, indem er auf den Tisch schlug. „Ich bin ins Meer gefallen!“

Eine allgemeine Heiterkeit entstand. Der Regierungsrat brauch in ein dröhnendes Gelächter aus, der